Raus mit dem Auto aus den Quartieren! Sofort! Und rein in die Quartiere mit allen Funktionen, die für das Leben der Menschen notwendig sind: fußläufige Arbeitstelle (ersatzweise Homeoffice), Kinderbetreuung und Schule um die Ecke, Fahrradwerkstatt im Hof, Feinkostladen in der nächsten Straße. Jedem seine persönliche städtische Enklave! Leben in der Stadt, fast wie zu alten Zeiten auf dem Dorf.

Kaum ein Begriff macht in Corona Zeiten so viel Furore wie die 15-Minuten-Stadt. Sie scheint der entscheidende Schlüssel zu sein wie es mit der Stadt wieder vorwärts geht. Ganz nebenbei wird dann auch der öffentliche Nahverkehr, die Virenschleuder par excellence, ein Stück weit überflüssig. Viele Wege fallen einfach weg. Das populäre Konzept hat Konsequenzen: mit einem Schlag wird auch die städtische Verkehrsplanung aktiv, sie zeigt dem Auto in vielen Städten die rote Karte. Parkplätze werden reduziert, Fahrspuren werden umgewidmet, vornehmlich für Fahrradfahrer. Ein äußerst produktiver, chaotischer Wille zur schnellen Veränderung wird sichtbar, den man den deutschen Kommunen nie zugetraut hätte.

So weit so gut? Eine Recherche, die die Journalistin Teresa Bücker kürzlich in der Süddeutschen veröffentlicht hat, weist auf die Kehrseite des radikalen Umsteuerns in der Alltagspraxis hin: Sie ist ungerecht und bevorzugt diejenigen, die über die nötigen Mittel verfügen und in gut gepflegten Innenstadtquartieren leben. Darüber hinaus ist sie sexistisch. Weit hergeholt? Das Argument klingt überzeugend. Der Weg der Männer zur Arbeit und zurück ist meist eindimensional und mit den öffentlichen Verkehrsmitteln gut zu machen. Sie könnten auf das Auto ohne weiteres verzichten. Ganz anders sieht es bei den „komplexen Wegeketten aus“, die vor allem Frauen zurücklegen, wenn sie neben der Arbeit die Kinder in Kita und zum Sport bringen + schließlich noch im Supermarkt den Großeinkauf machen. Was daraus folgt? Dass der Weg zur nachhaltigen und autofreien Stadt vom falschen Ende her aufgezäumt wird, wenn er nicht von den Verhaltensweisen der Stadtbewohner her gedacht wird.

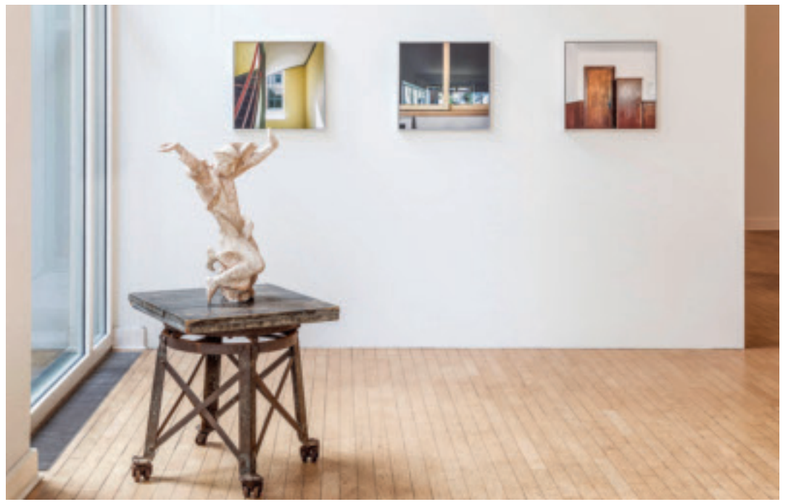
Weg mit dem Auto

Kaye Geipel

überlegt gerade, ob es gerecht ist, wenn einige ihr Auto behalten, während andere darauf verzichten müssen.

Zwischen zeigen und verdecken

Der Bildhauer Georg Kolbe baute sich in den 1920er Jahren ein großzügiges Atelierhaus. Eine Ausstellung über die sogenannte Sensburg zeigt das Haus als Rückzugs- und Schaffensort und als Architekturdenkmal



Ausstellungansicht im Neubau im Erdgeschoss.
Foto: Bildarchiv GeorgKolbe Museum/Enric Duch

Georg Kolbe mit seiner Enkelin Maria von Tiesenhausen, um 1932.

Das Wohn- und Atelierhaus vor 1935. Fotos: Bildarchiv Georg Kolbe Museum, Nachlass Maria von Tiesenhausen

Text **Frank F. Drewes**

1929 war ein ganz besonderes Jahr für Georg Kolbe (1877–1947). Er stand im Zenit seines Erfolges und durfte seine Skulptur „Morgen“ auf der Weltausstellung in Barcelona im Innenhof des Pavillons von Mies van der Rohe aufstellen, die somit weltweite Aufmerksamkeit erfuhr. Das Gipsmodell, das im Bassin des Pavillons stand, wurde allerdings auf dem Rückweg nach Berlin zerstört. Somit steht heute im rekonstruierten Barcelona-Pavillon ein Bronzeabguss der Skulptur. Gegen Ende 1929 konnte Kolbe dann sein neues und großzügiges Atelierhaus am Rande des Grunewalds in Berlin beziehen, das in der Nähe des Grabes seiner Frau Benjamine lag, die zwei Jahre zuvor früh und unerwartet verstorben war. Der Name Sensburg geht nicht nur auf die Lage an der Sensburger Allee zurück, sondern drückt auch den schützenden Charakter des Gebäudeensembles aus, den sich Kolbe für seine Arbeit und das Privatleben ersehnte. 1927 wurde der Schweizer Architekt Ernst Rentsch mit der Planung des Atelierhauses beauftragt. Die Entwürfe durchliefen in den zwei Jahren bis zur Fertigstellung mehrfache und deutliche Veränderungen, denn Georg Kolbe griff gravierend in die Planung ein, da ihm das Wechselspiel von Raum und Skulptur von höchster Bedeutung war. Statt eines klassisch herrschaftlichen Atelierhauses mit bourgeoiser Raumfolge und monumentalem Entree, wie es der erste Entwurf vorsah, wurden zwei Gebäude im Stil der Moderne realisiert, die über den offenen Werk- und Terrassenhof verbunden waren. Eine zur Straße hin abschirmende Mauer um den Freibereich stellte die Verbindung der beiden Baukörper her und stärkte gleichsam die Ensemblewirkung. Kolbe selbst bezog Schlaf- und Wohnräume im Atelierhaus, seine Tochter mit Familie den Wohnbau, der heute das Café Kolbe beherbergt.

Schon 1930 wurde Ernst Rentsch erneut beauftragt, den Anbau einer Atelierwerkstatt mit Brennofen zu realisieren. Da das Vorhaben nicht direkt weiterverfolgt wurden und Rentsch 1931 wieder in die Schweiz übersiedelte, gab Kolbe die Planung 1932 in die Hände von Paul Linder, der ein komplett neues Konzept erarbeitete. 1935 erfolgten Um- und Anbauten durch Linder am Wohnhaus der Tochter und an den Außenwänden im Skulpturenhof. Den Krieg erlebte Kolbe weitgehend in seiner Sensburg, wurde aber nach schweren Bombentreffern Ende 1943 evakuiert und verließ, schon schwer krank vom Krebs gezeichnet, Berlin. Bereits direkt nach dem Kriegsende konnte Kolbe die Sensburg wieder aufbauen und überführte sie nach seinem Tod 1947 in eine Stiftung zur Sicherung seines Lebenswerkes.

1950 wurde das Georg Kolbe Museum als erste Museumsgründung Westberlins eröffnet. Seitdem finden auf dem Anwesen Ausstellungen, Konzerte und Lesungen statt. 1995 erhielt das Museum einen Erweiterungsbau von AGP (Heidenreich, Meier, Polensky, Zeumer), der an die Stelle des durch Bomben zerstörten Tonateliers trat und neben weiteren Ausstellungsflächen auch ein Depot aufnahm. Ab 2016 erfolgte der erste Teil einer Generalsanierung, der sich auf das Atelierhaus bezog und vom Architekturbüro Winfried Brenne durchgeführt wurde. Seit 2019 läuft die Sanierung des Wohnhauses mit dem Museumscafé, das sich zur Wiedereröffnung den Besuchern nicht nur behutsam saniert präsentieren wird, sondern auch in seiner Nutzungsstruktur geändert wurde. Das Obergeschoss ist nun nicht mehr öffentlich, da sämtliche WC-Anlagen in den Keller verlegt wurden und somit Raum für den Nachlass von Kolbes Enkelin entstand, der erst im vergangenen Jahr nach Berlin kam und aktuell noch erschlossen wird.

Die Ausstellung „Moderne und Refugium“ dokumentiert den gesamten Planungsprozess und die architektonische Geschichte der Sensburg anhand von Plänen und historischen Fotografien. Friederike von Rauch fertigte drei stimmungsvolle Fotos der Innenräume, die in der ihr eigenen Balance zwischen Zeigen und Verdecken schweben und primär die Stimmung der Architektur widerspiegeln. Die Ausstellung hat eine deutlich biografische Prägung, denn sie ist reichhaltig mit Momenten aus dem Privatleben von Georg Kolbe bestückt. Der Künstler im Kreis seiner Familie mit Hunden und Katzen vermittelt die Sensburg primär als Wohn- und Arbeitsstätte und nur beiläufig als Dokument des Neuen Bauens in der Zwischenkriegszeit.

Im November 2020 erschien eine ausführliche Dokumentation zur Ausstellung Moderne und Refugium und der Geschichte der Sensburg. Zeitgleich zur Ausstellung zeigt das Museum Keramiken des japanischen Künstlers Shinishi Sawada.

Moderne und Refugium – Georg Kolbes Sensburg als Architekturdenkmal der 1920er-Jahre
Georg-Kolbe-Museum, Sensburger Allee 25, 14055 Berlin
www.georg-kolbe-museum.de
Bis 11. April